

In Erinnerung an einen Zukunftstraum

Autor(en): **Grossenbacher, Silvia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **12 (1986)**

Heft 7: **Sondernummer : Beziehungen**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-360522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In Erinnerung an einen Zukunftstraum

Vor Jahren sagte ein Bekannter in vorwurfsvollem Ton zu mir: "Deine Partei ist dir doch der totale Familienersatz." Mit einem verächtlichen Schulterzucken tat ich den Spruch ab, fand den Sprecher reichlich daneben und vergass die Geschichte.

Heute – vor die Aufgabe gestellt, einen Artikel zum Thema "Beziehungen" schreiben zu müssen – erinnere ich mich daran.

Jetzt wäre meine Reaktion anders, ehrlicher. Ich würde sagen "Ja, stimmt", allenfalls ein wenig provokativer antworten "Ja – und?"

Aus mehr als 15 Jahren Distanz kann ich es zugeben. Die politische Gruppe war für mich ein Familienersatz, eine Wahlverwandtschaft, ein selbsterkorener Clan. Und – bis zu einem gewissen Grad – ist sie das immer geblieben. Doch ich will ein wenig weiter ausholen.

Vor Jahren sagte ein Bekannter in vorwurfsvollem Ton zu mir: "Deine Partei ist dir doch der totale Familienersatz." Mit einem verächtlichen Schulterzucken tat ich den Spruch ab, fand den Sprecher reichlich daneben und vergass die Geschichte.

Heute – vor die Aufgabe gestellt, einen Artikel zum Thema "Beziehungen" schreiben zu müssen – erinnere ich mich daran.

Jetzt wäre meine Reaktion anders, ehrlicher. Ich würde sagen "Ja, stimmt", allenfalls ein wenig provokativer antworten "Ja – und?"

Aus mehr als 15 Jahren Distanz kann ich es zugeben. Die politische Gruppe war für mich ein Familienersatz, eine Wahlverwandtschaft, ein selbsterkorener Clan. Und – bis zu einem gewissen Grad – ist sie das immer geblieben. Doch ich will ein wenig weiter ausholen.

Die Kommune

Als damals – 1970 – für uns in der Ostschweizer Kleinstadt alles anfang, waren wir voller Träume. Die Jugend- und

Studentenunruhen von New York bis Berlin waren zwar bereits verebbt, aber sie hatten – medial vermittelt – einiges um und in uns in Bewegung gebracht. Die Leistungsgesellschaft war uns suspekt, die Autorität in Familie, Schule, Fabrik und Büro verhasst. Die Befreiungskämpfe in der 3. Welt und der Pariser Mai hatten in uns den Glauben an die Veränderbarkeit der herrschenden Zustände geweckt. Und wir wollten alles ganz anders machen, radikal verändern, möglichst bald. "Wir", das war ein Grüppchen von MittelschülerInnen und Lehrlingen, von denen einige in einer "Kommune" zusammenlebten. Es ging zwar nicht gerade zu und her wie in der berühmten "Kommune 1", aber unser Kürzel "KG 8" (Krummgasse Nr. 8) war doch eine deutliche Anlehnung an jenes für uns höchst spannende Berliner Experiment. Wir trafen uns zu wöchentlichen Kommune-Sitzungen, debattierten nächtelang, gaben eine Zeitung heraus und galten in der schlaftrigen Kleinstadt als "enfants terribles". Wir genossen die Schockiertheit der "Spiesser" über unser Aussehen und Auftreten, obwohl wir allesamt noch von "unsern Spiessern" zuhause abhängig waren.

Unser Selbstbild war vor allem eine Negativdefinition. Mit den bürgerlichen Karrieren unserer Väter und dem Hausfrauendasein unserer Mütter hatten wir nichts am Hut.

Auch von den "gewöhnlichen" Gleichaltrigen grenzten wir uns ab. Wir lasen weder "Bravo" noch "Brigitte", wir studierten "Stern" und "Spiegel", die Amerikakundigen protzten mit "Newsweek" unterm Arm.

HeldInnen

Bücher von Angela Davis und Eldrige Cleaver machten die Runde und fast in jedem Zimmer – ob im Elternhaus oder in der "KG 8" – hing ein Konterfei von Che Guevara. Sie waren unsere HeldInnen und ihre politischen Ideen fanden in unseren Köpfen fruchtbaren Boden. Wir hatten die Schülerorganisa-

tion unserer Schule "unterwandert" und traten mit unseren "stiftenden" KollegInnen zusammen fordernd an die Öffentlichkeit. Ein Jugendhaus wollten wir, bessere Ausbildungsbedingungen und mehr Mitsprache für die Jugendlichen. So mauserte sich die Clique zur politischen Gruppierung.

Im Zentrum – die Beziehungen

Für mich blieben die Beziehungen zentral. Die Solidarität, die Gemeinsamkeit des politischen Willens, der Rückhalt gegen eine Welt, die ich oft als bedrohlich anonym und kalt empfand. Aus dem "gemeinsam sind wir stark" bezog ich tatsächlich eine unheimliche Kraft, die es mir ermöglichte, mich auch für recht unpopuläre Vorstellungen zu exponieren. Die Wunden, die wir uns im Kampf zuzogen, das Abgestempeltwerden als Spinner, die Verwünschungen Richtung Moskau, das Lächerlichmachen, solche Wunden leckten wir uns gegenseitig. Wir sporneten uns immer wieder an zum Weitermachen.

Eine neue "Familie"

Mit der Politisierung kamen auch die politischen Differenzen. Wir diskutierten nicht mehr nur über Konzepte und Utopien, nun stellte sich auch die Organisationsfrage. Und sie führte prompt zum Bruch. Der grösste Teil der KommundInnen schloss sich der SP an, andere wollten von Organisation nichts wissen und übrig blieben ein paar wenige, die einen neuen Weg suchten. Links der SP, radikal, antiimperialistisch, revolutionär – so etwa klangen die Schlagworte für unsere Vorstellungen zur Veränderung der Welt.

Der Aufbau der neuen Gruppe allerdings vollzog sich nicht in erster Linie über diese Weltverbesserungspläne. Das Organisationsprinzip bildete vielmehr – Beziehungen. Wir motivierten unsere Freundinnen und Freunde, Schwestern, Brüder zum Mitmachen. So entstand erneut eine Art "Familie", ein kreuz und quer verliebter, verwandter und verschwägerter Haufen, der nicht nur die Sitzungszeit, sondern die Freizeit überhaupt zusammen verbrachte. Darin ist wohl auch der Grund für unsere Effizienz, Schlagkraft und unsere Erfolge zu suchen. Wir trennten kaum zwischen "privat" und "politisch". Aktivitäten, Flugblattaktionen, Demos, Veranstaltungen endeten meist in kleinen Festen, an denen wir bereits wieder Pläne für neue Aktionen schmiedeten.

Brüderlichkeit

Dazu ist anzumerken, dass wir etwa zur Hälfte StudentInnen waren, kaum je-

mand verheiratet war und niemand Kinder hatte. Wir waren emotional aufeinander angewiesen und versuchten uns so gut es ging zu geben, was wir brauchten.

Gleichzeitig jagten wir uns gegenseitig durch eine harte Schule. Kritik, Selbstkritik, Manöverkritik schrieben wir gross. Wir gaben uns Mühe, aus unsern Fehlern zu lernen und uns gegenseitig weiterzubringen. Trotzdem – Verletzungen, mit denen jedeR allein blieb, waren unvermeidlich und dem einen oder der andern wurde es zuviel. Der Gruppendruck nahm enorme Ausmasse an, die Verhaltensnormen gerieten mitunter zu eng, der Preis der Kuhstallwärme hiess oft einfach Anpassung. Für starke Naturen kein Problem – sie bestimmten zwanglos den Lauf der Dinge. Sie bildeten unbestrittenermassen den Kern der Gruppe und dieser Kern bestand – meine Wenigkeit ausgenommen – aus Männern. Der Graben zwischen Gurus und Basismitgliedern und der Graben zwischen Männern und Frauen führte zu einem latenten Konflikt und stand in krassem Widerspruch zu unserem politischen Anspruch auf Emanzipation, Demokratie, Selbstbestimmung.

Als lokalpolitisches Grüppchen wählten wir unsere Inhalte entsprechend unserer Betroffenheit. Wo wir Ungerechtigkeit erlebten, wehrten wir uns, wo wir einen Skandal witterten, mischten wir uns ein und schlugen Krach. Ohne Sachzwänge und ohne Pflichtenheft, ohne langfristige Konzepte und behaftendes Programm.

Eigentlich hätte uns diese Freiheit viel bedeuten können, aber wir wollten mehr. Vom Anschluss an eine nationale Partei versprachen wir uns mehr politisches Gewicht. Nach einem langen Entscheidungsprozess traten wir schliesslich in die POCH ein. Der Applaus der Delegierten am Pfingstkongress 74, der unsere Aufnahme begleitete, vermittelte uns ein herrliches Gefühl der Solidarität.

Trunken reisten wir zurück in die Provinz, aufgeregt unsere Eindrücke kommentierend, und setzten voller Stolz den neuen Namen unter die Pressemitteilung über unsere Veränderung.

Der nationale Anschluss brachte nicht nur Vorteile. Die Inhalte unserer politischen Arbeit änderten sich. Sie waren nicht mehr unmittelbar, sie wurden zunehmend abstrakter, entfernter, zuweilen so kompliziert, dass es einige Mühe kostete, überhaupt zu verstehen, was wir zu vertreten hatten. Die Ansprüche der "Mutterpartei" überforderten nicht selten unsere Kräfte. Der Stress nahm zu und mit ihm die Gehässigkeiten. Routine schlich sich ein, Sachzwänge, Termindruck und die vermeintlichen Erwartungen eines uns nicht genau bekannten Publikums verdrängten oft die Lust am Politisieren.

Hinzu kam, dass mittlerweile fast alle ins Berufsleben getreten waren, einige



die Provinzstadt verlassen hatten, andere Familien gründeten. Freizeit wurde knapp und die Bereitschaft, sie für die politische Arbeit zu opfern, schwand. Wir bildeten Strukturen, einen bürokratischen Apparat, um den Anforderungen beizukommen. Politik wurde Arbeit und ab und zu hielt uns nur noch die alte Freundschaft zusammen.

Schwesterlichkeit

Politisieren entlang der eigenen Betroffenheit, aus einem unmittelbaren Bedürfnis heraus, lernte ich später in der Frauenbewegung wieder kennen.

Ich hatte mich mit Händen und Füßen gegen die Bildung einer "Progressiven Frauengruppe" in unserer Sektion gewehrt. Ich wollte kein Frauenghetto – wie ich das nannte – wollte verhindern, dass Frauenfragen ausgelagert würden aus der allgemeinen Politik, verspürte keine Lust auf eine zusätzliche organisatorische Aufgabe.

Heute, da die POCH-Frauen Mehrheitsansprüche stellen, die Frauenfrage wieder ins Zentrum der politischen Arbeit zurückholen wollen, sich gegen ihre politische Doppelbelastung wehren, könnte ich besserwisserisch behaupten: "Hab's ja immer gesagt." Aber mittlerweile kenne und anerkenne ich den Wert des "Umweges" über die autonome Frauenorganisation.

Konkreter Anlass war damals die Forderung nach Freigabe der Abtreibung. Ich war der Meinung, dieses Thema betreffe die Männer genauso gut wie die Frauen, ebenso wie ich der Meinung war, Emanzipation sei ein Prozess, an dem sich beide Geschlechter beteiligen müssten.

Ich wurde rasch eines anderen belehrt. Die Männer betrachteten die Befreiung der Frauen ganz offensichtlich als deren eigenes Bier. Das war nicht nur schlecht so. Denn diese Haltung bedeutete für uns Frauen – Freiräume.

Räume, frei von inhaltlichen Vorgaben, frei von Strukturzwängen, frei von Imponiergehabe und Konkurrenzdruck. Die Frauengruppe gab uns Raum und Zeit, anzuhalten und alles aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

Selbsterfahrung

Bis dahin hatte ich mich nicht mit meiner Rolle als Frau auseinandergesetzt. Ich bemühte mich, alles genauso gut oder besser zu können als ein Mann, eignete mir männliche Verhaltensweisen, die ich bewunderte, an so gut es ging. Ich verkörperte zwar immer auch die Rolle der Vermittlerin, Seelsorgerin, Mutterfigur, aber diese Eigenschaften schätzte ich gering, bei mir wie bei den andern Frauen. Frauen waren für mich "Chicks", ich selbst nicht aufgenommen.

Erst in der Frauenbewegung gelang es mir, mich selbst als Frau zu erfahren, erst da setzte ich mich mit dieser Rolle und ihren gesellschaftlichen Implikationen auseinander. Ich verschlang die einschlägigen Bücher, überdachte und veränderte meine bisher ausschliessliche, unreflektierte Männeridentifizierung. "Häutungen" von Verena Stefan zählte zu den ganz grossen Aha-Erlebnissen.

Wie aus den Schalen einer Zwiebel pellte ich mich aus meiner Selbst-Verachtung, schaute Frauen genauer an, hörte ihnen aufmerksamer zu, merkte, dass sie wichtiges und interessantes zu sagen hatten, auch wenn sie es nicht so geschliffen und lautstark vortrugen wie die Männer.

Fraueninsel

Nach der Lese-Phase, die mich bisweilen fast aus den Socken warf, verliebte ich mich prompt in eine Frau, mit der ich den Gründungskongress der OFRA in einer nicht mehr enden wollenden Euphorie durchschwebte.

Ich sah nur noch Frauen, wollte nur noch mit Frauen zusammensein, fand alles andere unwichtig, lebte in einer Frauen-Wohngemeinschaft und arbeitete in einem Büro voller Frauen.

Das Paradies schien mir greifbar nahe, ich glaubte, es bedürfe lediglich eines Willensaktes, um die Gesellschaft sofort und endgültig in unserem Sinne zu verändern. Ich lebte auf einer Fraueninsel.

Allein – das völlige Aufgehen in der Frauenbewegung war von beschränkter Dauer. Ich war noch nicht reif für eine tragfähige Frauenbeziehung und bald kehrte ich auf den "rechten Weg" zurück. Ich teilte Zeit, Gefühl und Sex wieder mit Männern. Ich spielte Spielchen mit, die ich eigentlich längst hätte durchschaut haben müssen. Der Widerspruch zwischen politischem Anspruch und privatem Kompromiss tat weh, schien mir aber unlösbar. Ich erlebte an mir selbst wie an meinen Freundinnen, dass Männerbeziehungen zwar zunehmend zweifelhaft, "prekär" wurden, die Ehe nicht nur zur theoretischen, sondern auch zur praktischen Unmöglichkeit geworden war – die lebbaren Alternativen aber auch nicht gerade vor der Haustüre zu finden waren.

Wohl hatte der Märchenprinz das Zeitliche gesegnet, nicht aber die Hoffnung auf Erlösung. Was der Märchenprinz nicht geschafft, das vermochte vielleicht der ganz gewöhnliche Mann doch noch zu erfüllen.

Eine nach der anderen arrangierte sich privat. Diskussionen über Frauenbeziehungen fanden nicht mehr statt. Lesben, die eine Heimat gefunden zu haben glaubten, wurden abgedrängt in den Sub der Grossstadt oder den Mief der abgeschotteten Zweierkiste. Das Thema Sexualität – Haupt-Thema in

den Anfängen der Neuen Frauenbewegung – fiel aus Abschied und Traktanden. Nach wie vor standen zwar andere Inhalte und vor allem andere Beziehungsformen in unserer Frauengruppe im Vordergrund. Wir gingen rücksichtsvoller, sorgfältiger miteinander um, wollten unsere Gefühle nicht aus der politischen Arbeit auslagern, sondern vielmehr für diese nutzbar machen. Wir versuchten dem Lustprinzip näher zu kommen, als dies im Parteileben möglich erschien und schützten unsere Kreativität vor dem Würgegriff von Routine und Pflichtübung.

Trotzdem erlitt die Frauengruppe ein ähnliches Schicksal wie alle andern im Gefolge von 68 entstandenen Grüppchen. Wir abstrahierten zunehmend von unseren eigenen Bedürfnissen, formulierten stellvertretend Interessen "der Frauen im Allgemeinen", banden uns selbst in organisatorische Sachzwänge ein und hatten alle Hände voll zu tun, um den selbstgeschaffenen Stress zu bewältigen. Die Trennung zwischen privat und politisch, die wir der Linken so massiv angekreidet hatten, vollzogen wir nun selbst.

Übrig geblieben sind Projekte und Organisationen, die sich über Krisen beklagen.

Und übrig geblieben sind Frauenfreundschaften, die mich im Prozess der Emanzipation weiterbringen, weil die Auseinandersetzung auch ohne organisatorischen Boden weitergeht.

Übrig geblieben ist aber auch eine Utopie, ein Traum vom Paradies, das wieder in weitere Ferne gerückt scheint.

Und während ich das so niedergeschrieben habe, ist mir immer klarer geworden, dass sich für mich ein Bogen spannt von der etwas nostalgisch gefärbten Erinnerung an die goldenen Anfangszeiten meines politischen Lebensweges hin zu eben jener Utopie, die die Diskussionen der Frauenbewegung in meinem Kopf hinterlassen haben.

Ich bedaure oft, dass wir nicht mehr Zeit und Energie investiert haben in das Machbare und statt dessen wie besessen dem politisch Wünschbaren nacheilten.

Beide – die Erinnerung und der Traum beinhalten etwas Ähnliches. Nicht eine emanzipatorisch renovierte (Zweier-) Kiste und auch nicht eine revolutionär verwaltete "bessere Welt", sondern ein Geflecht von Beziehungen, von dem ich mich getragen fühle und an dem ich mittrage, ohne dass ich mit meiner Bedürftigkeit jemanden ersticke oder selber Angst vor dem Ersticken zu haben brauche. In diesem Sinne ist aus dem Familienersatz etwas geworden, was über die Familie hinausweist, deren quälende Beschränktheit transzendiert. Solche Beziehungen haben meine Identität geformt und das Bedürfnis nach diesem Netz wird mich ein Leben lang begleiten.

Silvia Grossenbacher